



Saiten 10/2014

Saiten 10/2014



Vor 70 Jahren erschien der Appell zur Gründung des Kinderdorfs Pestalozzi. Ein Besuch mit der Witwe des Gründers, Anuti Corti, in Trogen. Fragen zur Zukunft der Kinderdorf-Idee. Und Erinnerungen des tunesischen Autors Amor Ben Hamida.

In der Mitte der Turnhalle steht eine Kiste voller Bälle, unterschiedlich gross und bunt. Rechts und links davon drängen sich rund neunzig Teenager an die Wände, Knaben und Mädchen aus Struga, Mazedonien, und aus Märstetten, Thurgau, Schweiz. Beim sogenannten «Dorfball» fehlen Regeln, einziges Ziel: So viele Bälle als möglich in die Kisten zu befördern. Den regnerischen Sommertag verbringen die Schulklassen aus Märstetten und Struga und ihre Betreuerinnen und Betreuer mit Kursen zu Themen wie «Teamwork» oder «Fair-play» im Kinderdorf Pestalozzi – dem Kinderdorf in Trogen, das eigentlich keines mehr ist. Doch was ist es dann?

Unumstritten zumindest ist die geografische Lage: 950 m.ü.M, am Fusse des Gäbris, über ein Areal von acht Hektaren verteilt, liegt das Kinderdorf mit rund zwanzig Gebäuden. Die Grundsteinlegung fand am 28. April 1946 statt, doch die Geschichte beginnt zwei Jahre früher mit einer Vision. Als der Zweite Weltkrieg Europa in Gewalt und Elend versinken liess, erschien im August 1944 in der Kulturzeitschrift «Du» ein Artikel des damaligen «Du»-Redaktors und Philosophen Walter Robert Corti mit dem Aufruf: «Bauen wir eine Welt, in welcher die Kinder leben können.» Was nach einer Utopie klang, wurde – in reduzierter Form – Wirklichkeit.

Walter Robert Corti setzte sich bereits als junger Mensch mit Fragen des menschlichen Zusammenlebens auseinander. Schlüsselmoment für dieses Denken war, wie er im Buch «Der Weg zum Kinderdorf Pestalozzi» schreibt, der Fund eines Briefes: Als Junge fand er 1921 auf einer Bergwanderung im Gebiet der Dreisprachenspitze in einem Waffenrock aus dem Ersten Weltkrieg einen Brief mit den Worten besorgter Eltern über das lange Schweigen des – gefallenen – Sohnes. Fortan verfolgte ihn der Gedanke einer möglichen friedlichen Eintracht zwischen den Menschen: «Könnte es denn aber nicht sein, dass sich die Familien der Menschen unter Palmen und Nordlichtern, in den Häuserschächten von Chicago und Tokio, auf den Matten im Gebirge und am Rand der Steppe, in Dörfern und Städten, wo immer sie leben, friedlich von den Gütern der Erde ernähren?» Männerbünde würden trotz ausserordentlicher Leistungen im Bereich von Wissenschaft und Technik immer wieder Krieg stiften. Cortis Vision: Er wollte gemeinsam mit Menschen unterschiedlichster Herkunftsländer und Disziplinen eine Akademie zur Erforschung der Ursachen für Kriege und Möglichkeiten des friedlichen Zusammenlebens aufbauen.

Ein Denk-Mal der Kriegszeit
Doch dann kam der Zweite Weltkrieg, und Europas Waisenkinder verlangten nach einer Adaption dieses Vorhabens. Mit Anuti Corti, der heute 96-jährigen Witwe des Gründers, besuche ich das Kinderdorf. Erinnerungen an die Entstehungszeit werden lebendig. «Walter wollte etwas Nachhaltiges tun. Er wollte durch die Erziehung der Kinder zu Toleranz und Frieden die Völker zusammenführen.» Seine Idee löste ein ungeahntes Echo aus. Zahlreiche Leserbriefe erreichten die Redaktion, Persönlichkeiten wie der Architekt Hans Fischli, die

Pädagogin Elisabeth Rotten oder die Rotkreuz-Ärztin Marie Meierhofer und viele andere Persönlichkeiten aus dem Studien- und Freundeskreis von Walter Robert Corti unterstützten das Vorhaben. Nach Kriegsende waren die Hilfsgelder für die Soforthilfe bestimmt; da Cortis Vision jedoch ein langfristiges Projekt umfasste, beschloss die Gruppe, eine gross angelegte Sammlung bei der Schweizer Bevölkerung durchzuführen, um die nötigen finanziellen Mittel zu erlangen.

Mit dem Kinderdorf besitzt die Schweiz ein Denkmal zum Anfassen, das bis heute wirkt und wo versucht wird, den Frieden zu leben.

Anuti Corti

Eine heutzutage unvorstellbare Solidaritätswelle schwappte über die vom Krieg verschonte Schweiz. Dass die Kinderdorfidee dann in Trogen realisiert wurde, war im Wesentlichen der Verdienst des damaligen Trogener Pfarrers Josef Böni. Er vermochte die Mitglieder seiner Gemeinde für das Kinderdorf zu begeistern und lockte mit einem günstigen Landangebot. Anuti Corti betont die Bedeutung: «Mit dem Kinderdorf besitzt die Schweiz ein Denk-Mal, einen Zeugen der Kriegszeit. Ein lebendiges Denkmal zum Anfassen, das bis heute wirkt und wo versucht wird, den Frieden weiterzugeben und zu leben – in der Praxis, nicht nur in der Theorie.»

Diese Praxis bestand nach der Gründung aus dem Zusammenleben der Kinder unterschiedlichster Herkunft. Aus den Kriegsländern Europas kommend bezogen sie die Nationenhäuser, welche Namen aus der jeweiligen Landessprache trugen, oft aus Märchen oder Liedern. Erst kamen die Kinder aus Frankreich, dann Polen, Österreich, Finnland, Italien, Griechenland, Ungarn und Deutschland. Ab den 60er-Jahren folgten Kinder von ausserhalb Europas, aus Tibet, Korea, später aus Tunesien, Libanon, Äthiopien sowie auch aus anderen Krisengebieten.

Frieden säen
Als pädagogischer Grundsatz wurde der «Wohnstubengedanke» des Pädagogen und Namensgeber Johann Heinrich Pestalozzi übernommen. Unter der Leitung von Arthur Bill und seiner Frau Berta wurden Lehrpersonen aus den Heimatländern der Kinder als Hauseltern geholt. Morgens fand der Unterricht in der Muttersprache statt, nachmittags lernten die Kinder in Fächern, in denen die Sprache nicht vordergründig war, gemeinsam Deutsch. In den Nationenhäusern wurden die eigene Sprache, Religion und Kultur gepflegt. Jedes Nationenhaus hatte seine Einrichtung nach dem Herkunftsland. Das Ziel sei gewesen, erzählt Anuti Corti im Gespräch, die Kinder nicht zu entwurzeln. Als Erwachsene sollten die Pestalozzi-Kinder in ihre Heimatländer zurückkehren und den Gedanken des friedlichen Zusammenlebens weitergeben. Doch es kam anders.

Es gab menschliche Tragödien, weil Kinder entwurzelt wurden. Ich persönlich jedoch habe dem Kinderdorf sehr viel zu verdanken.

Amor Ben Hamida

Nach den ersten Generationen, die das Kinderdorf verliessen, kehrten immer weniger von ihnen in die Heimatländer zurück. Obwohl sich die Pädagogen bemühten, eine Entwurzelung zu verhindern: Die Verbindung zur Heimat ging zum Teil verloren. So erlebte es auch Amor Ben Hamida, der 1970 zusammen mit sechs weiteren Kindern als Halbwaise aus einem tunesischen Kinderdorf nach Trogen kam. Der ehemalige Verkaufsleiter von UBS und Swiss Re widmet sich heute dem Schreiben. Im Zusammenhang mit seinen Hilfsprojekten in Tunesien mischt er sich aktiv in die Flüchtlingsdebatte ein. Auf mein Mail meldet er sich innerhalb weniger Minuten zurück, Tage darauf treffen wir uns in einem Café im Bahnhof Zürich, wo der umtriebige Herr seine Geschichte erzählt. «Diese Erfahrung ging an niemandem spurlos vorüber. Manchen gelang es, neue Wurzeln zu schlagen, anderen nicht. Aber eine kleine Macke kriegte jeder von uns mit.» Seine Ankunft in der Fremde beschreibt er als luftleeren Raum. Die Kinder hätten auch gelitten. «Nach der anfänglichen Neugierde kam die Sehnsucht – teilweise derart stark, dass manche Kinder völlig blockiert waren und in die Heimat zurückkehren mussten. Es gab menschliche Tragödien, weil Kinder entwurzelt wurden. Ich persönlich jedoch habe dem Kinderdorf sehr viel zu verdanken.»

Der Gedanke muss sich weiterentwickeln

Die politische Situation hat sich in Migrationsfragen gegenüber der Zeit von 1950 bis 1970 stark gewandelt. Die internationalen Konfliktherde änderten ebenso wie gesellschaftliche Konzepte. Ein eigentlicher Paradigmenwechsel fand im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit statt und schlug sich im Kinderdorf nieder: Statt Kinder auf die Trogener Hügel zu holen, sollte «vor Ort» versucht werden, mit Bildung die Situation der Kinder und das friedliche Zusammenleben zu fördern. Seit 1982 arbeitet die Stiftung Kinderdorf Pestalozzi mit Partnerorganisationen in Ostafrika (Tansania und Äthiopien), Südostasien (Laos, Thailand und Myanmar/Burma), Südosteuropa (Moldawien, Mazedonien und Serbien) und Zentralamerika (Honduras, Guatemala und El Salvador) zusammen. Doch auch dies rief Kritiker auf den Plan: Mit dieser Strategie werde die Idee von Walter Robert Corti verraten.

Während man sich in der Ferne engagierte, wurden in den leerstehenden ehemaligen Nationenhäusern betreute Wohngruppen eröffnet. Im Rückblick bezeichnet Anuti Corti die Phase der anstehenden Neuorientierung in den 80er-Jahren als Irrweg. «Mit den wechselnden Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen ging der Fokus auf das Wesentliche verloren. Doch

das gehört dazu. Der Grundgedanke muss sich weiter entwickeln und reifen – das ist auch im Sinne meines Mannes. Er nannte dies damals den Försterblick: In diesem Wort ist alles drin, woran ihm lag. Es braucht seine Zeit, bis ein starker Wald gewachsen ist.»

Nostalgie und interkulturelle Workshops

Noch heute liefern die Pöstler gelegentlich Päckchen mit Kinderkleidern im Kinderdorf ab, obwohl dafür längst kein Bedarf mehr besteht. Aktuell leben keine Kinder mehr dauerhaft auf dem Hügel ob Trogen. Anstelle der Kinder sind es nun die freigeordneten Häuser, die verwaist sind – und sanierungsbedürftig. Erneut befindet sich die Stiftung an einem Wendepunkt. Die betreuten Wohngruppen für Kinder und Jugendliche mit sozialen und schulischen Schwierigkeiten wurden Ende Juni 2014 endgültig geschlossen, unter anderem, weil die Sozialämter heute vermehrt versuchen, Jugendliche in der Nähe der Wohnorte unterzubringen. 23 Stellen gingen dadurch verloren, wobei die Wohngruppen vom Kanton finanziert waren und mit den Spendengeldern nichts zu tun hatten.

In Zukunft soll stärker auf die im Jahr 2002 lancierten Schulprojekte gesetzt werden. Schon heute besuchen hier jährlich über 2000 Jugendliche aus der Schweiz und Südosteuropa interkulturelle Workshops, so wie Ivona und Sara, beide 15, aus Struga oder Marc und André, auch sie 15, aus Märstetten. Nach zwei gemeinsamen Tagen stellt André im Gespräch fest: «Von den mazedonischen Kindern unterscheidet uns nur die Sprache. Sie sind wie wir.»

Wir sind doch ein bisschen die grösste Familie der Welt.

Eintrag einer Ehemaligen im Gästebuch

Die jungen Besucher und Besucherinnen auf Kurzurlaub können sich wohl kaum mehr vorstellen, wie hier vor langer Zeit Kinder unterschiedlichster Nationalitäten herumgewuselt sind. Alle zwei Jahre trifft sich der Verein der Ehemaligen im Kinderdorf, für Amor Ben Hamida eine nostalgische Angelegenheit. Ein Kommentar im Gästebuch der Website des Vereins lässt die Bedeutung dieses Anlasses erahnen: «Ich konnte leider dieses Jahr nicht dabei sein, ich denke an Euch alle und war/bin im Herzen bei Euch. *Wir sind doch ein bisschen die grösste Familie der Welt.* Ich freue mich auf das nächste Treffen. Liebe Grüsse, D.» Für manche sei hier der wichtigste Ort im Leben, erzählt Ben Hamida. «Einige haben die ursprüngliche Heimat verloren und später in der Schweiz keine neue gewonnen – deren Transitpunkt liegt in Trogen. Aber das war einmalig und ist nun passé!» Sie hätten das Glück gehabt, das Pestalozzidorf so erlebt zu haben, doch heute könne das in dieser Art nicht mehr funktionieren. Ben Hamida versucht nun, das



Saiten 10/2014

Saiten 10/2014



positive Gedankengut zum friedlichen Zusammenleben in seiner Heimat Tunesien zu verbreiten. «Es gibt weit über 3500 Ehemalige aus dem Pestalozzidorf, wir sollten das in unseren Ländern und unseren Kulturen weitertragen.»

«Diskriminierung gibt es auch in der Schweiz»

Heute ist Trogen kein Transitpunkt, wohl aber noch Begegnungsort: In Austausch- oder Projektwochen beschäftigen sich Schweizer Schulklassen und Jugendliche aus Ost- und Südosteuropa mit Themen wie Anti-Rassismus, Kinderrechten und Zivilcourage. Weiter gibt es Radioprojekte und eine interkulturelle Ausbildung namens «emPower», in der junge Erwachsene aus den Partnerorganisationen in Südostasien, Ostafrika, Südosteuropa und Zentralamerika während neun Monaten Module in den Themenbereichen Rassismus, Gender, interkulturelle Pädagogik oder Demokratie besuchen.

Dr. Elisabeth Stern, die diesen Lehrgang mitaufgebaut hat, erklärt bei einem gemeinsamen Treffen mit Anuti Corti in Winterthur die damit verbundenen Herausforderungen. Die Teilnehmenden dieses Studiengangs seien oft junge Leute, die einer Minderheit angehörten, erklärt die freiberufliche Kultur-Anthropologin. Aus Burma kämen nicht etwa Burmesen, sondern Angehörige der Volksgruppe der Kachin, aus Guatemala Angehörige der Mayas. «Diese jungen Menschen müssen ein starkes Rückgrat haben und einiges aushalten können.» Stern war früher Leiterin der Fachstelle Interkulturelle Weiterbildung und Programme Schweiz, heute leitet sie auf Mandatsbasis Kurse zum Thema Gender und Kultur. Oft seien die jungen Studierenden nach ihrer Rückkehr Ressentiments ausgesetzt. Skeptische Eltern würden befürchten, dass ihre Kinder nun ‚europäisch‘, also eine Art Verräter seien. «Sie müssen lernen zu beurteilen, was sich in ihrem Umfeld umsetzen lässt und wo geduldiges Warten angesagt ist.»

Ausgrenzung, Mobbing und Diskriminierung: Das sind auch für Schweizer Jugendliche aktuelle Themen.

Monika Bont

In Geduld müssen sich teilweise auch die Mitarbeitenden in Trogen üben. Nicht immer gelingt es den Jugendlichen oder auch den Lehrpersonen, sich in die veränderten Rollen zu finden. Im Besucherzentrum empfängt mich Monika Bont, die seit Anfang Jahr für die Schulprojekte verantwortlich ist. Mit ruhiger Stimme erzählt sie von ihrer Arbeit im Kinderdorf Pestalozzi. «Ich schätze die Tätigkeit mit den Kindern an den Themen Anti-Diskriminierung, Kinderrechte und Zivilcourage, an denen wir im interkulturellen Austausch mit Klassen aus der Schweiz und Gruppen aus Südosteuropa und

GUS-Staaten intensiv arbeiten. Die Idee des Kinderdorfes, eine friedlichere Welt zu schaffen und sich dafür zu engagieren, ist auch privat meine Lebensphilosophie.» Sie arbeitete in einem sudanesischen Flüchtlingslager, in einer Schule in Tansania und später mit Migrantinnen und Migranten in der Schweiz. Ob sie denn überzeugt sei, dass die Kinder und Jugendlichen bereits nach ein, zwei Wochen etwas mitnehmen würden? «Auf jeden Fall, sonst könnte ich diese Arbeit nicht machen. Natürlich gibt es in jeder Gruppe unterschiedlich Motivierte. Wenn wir jedoch einen bestimmten Anteil dieser Klassen erreichen und für unsere Themen sensibilisieren können und sie möglicherweise in gewissen Situationen entsprechend anders reagieren, dann hat sich unsere Arbeit gelohnt. Dann wurde die Idee vom Kinderdorf Pestalozzi weitergetragen.»

Dabei hat sie nicht nur gesellschaftliche Strukturen im Blick, wie sie etwa in Mazedonien herrschen, wo teilweise getrennte Schulklassen zwischen albanisch und mazedonisch sprechenden Mazedonierkindern vorkommen, um Konflikte zwischen den Ethnien zu vermeiden. «Ausgrenzung, Mobbing und Diskriminierung sind auch in der Schweiz äusserst aktuelle Themen!» betont Monika Bont. «Dabei gibt es Unterschiede zwischen Stadt und Land: In den Städten sind Klassen oft stark multikulturell geprägt, während der Anteil an Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund in ländlichen Regionen eher kleiner ist. Da ist die Fremdenangst stärker spürbar.»

In sechs Stufen zur toleranten Haltung

Die Angst vor dem Fremden verliert nur, wer es täglich erlebt. Der Austausch mit anderen Nationalitäten im Kinderdorf soll eine positive Erfahrung sein. Damals wie heute steht die Erziehung zum Frieden im Mittelpunkt – verändert hat sich bloss die Form. Statt wie früher im Alltagsleben lediglich erprobt, wird das friedliche Zusammenleben heute bewusst geschult. Das Modell der «Intercultural Development Inventory» (Hammer, M. & Bennett, M., 1998), kurz IDI genannt, erfasst die grundlegende Einstellung von Menschen gegenüber kulturellen Unterschieden. In sechs Stufen wird der Prozess in Richtung toleranter Haltung beschrieben: Nach dem ersten Verleugnen, dass es eine andere als die eigene Kultur gebe, folge die Einsicht «Sie sind anders, wir sind viel besser». Oder aber Gemeinsamkeiten würden betont, à la «Gott hat uns alle gleich erschaffen». Werden entscheidende Unterschiede übergangen, wird man dem Gegenüber nicht gerecht. Nötig sei es, an den Punkt zu gelangen, wo man sich gegenseitig akzeptiert: «Wir sind verschieden, gemeinsam können wir etwas Neues kreieren.» Der Psychologe Alexander Thomas leitete ein Forschungsprojekt zum Thema «Langzeitwirkungen der Teilnahme an internationalen Jugendaustauschprogrammen auf die Persönlichkeitsentwicklung der TeilnehmerInnen» und stellte fest, dass Kinder selbst nach einer Woche, in der sie sich in

einer anderen Kultur aufhalten, in den Folgejahren offener bleiben gegenüber der Andersartigkeit von Mitmenschen. Auch nach kurzer Zeit bleibt etwas von dieser Erfahrung hängen; in drei Wochen können intensivere persönliche Prozesse in Bezug auf gegenseitiges Verständnis, Toleranz und Akzeptanz in Gang gesetzt werden.

«Warum keine syrischen Kinder?»

Im Schäfli, Trogens Dorfbeiz und einer Art gesellschaftlicher Drehscheibe, wirteten die Künzles. Man habe sich dran gewöhnt, meint der Wirt mit dem grauen Rossschwanz, mittlerweile gehöre das Peschti, wie es hier genannt wird, zur Identität von Trogen. Bis in die 80er sei der Kontakt intensiver und die Durchmischung stärker gewesen. «Einige der Kinder gingen hier in Trogen in die Kantonsschule, manche der Hausväter waren in der freiwilligen Feuerwehr.» Heute sei das anders. Der Durchschnittsbewohner von Trogen wisse nicht, was die Leute vom Kinderdorf trieben. «Nun sind sie ja vor allem in andern Ländern vor Ort tätig, das ist auch vernünftiger. Vermutlich ist es effizienter, in den Ländern selbst was tun.» Ab und zu kämen die jungen Studierenden zu Künzle ins Schäfli, man habe auch schon gemeinsam musiziert, die Leute aus Burma mit den Einheimischen. Allgemein sei das Verhältnis heute diffuser, viele der Häuser stünden leer. «Warum nehmen sie keine syrischen Kinder auf?», wirft Künzles Äpfel rüstende Frau vom Nebentisch ein. «Viele hier im Dorf verstehen das nicht. Akute Situationen verlangen auch mal akute Lösungen.»

Die Welt ist ein Dorf, heisst es oft. Doch was kann ein Dorf wie das Kinderdorf Pestalozzi in Trogen leisten? Walter Robert Corti forderte bereits vor siebzig Jahren, den engen Schweizer Blick für die Welt zu öffnen. «Es genügt nicht mehr, sein Kind allein für die Verhältnisse seines Dorfes, seiner Nation zu erziehen. Heute ist jeder, ob er will oder nicht, ein Weltbürger. Darum müssen wir uns über die Verhältnisse der ganzen Welt klar werden.» Seiner Zeit voraus sprach Corti vom «Försterblick» und meinte Nachhaltigkeit, forderte die heute vielerorts zelebrierte Interdisziplinarität und besass ein Ge-

Heute ist jeder, ob er will oder nicht, ein Weltbürger. Darum müssen wir uns über die Verhältnisse der ganzen Welt klar werden.

Walter Robert Corti

spür für Fragen, die unter dem Begriff der Globalisierung als Phänomen zusammengefasst werden. Und trotzdem: Toleranz allein garantiert keinen Frieden. Struktureller Rassismus lässt sich auch mit einem «wir sind alle gleich» nicht bekämpfen. Die (Schweizer) Entwicklungszusammenarbeit unterliegt in den meisten Fällen einem eurozentristischen Weltbild. Während mit dem «Fremden» und «Anderen» hierzulande Ängste

geschürt werden, motiviert das Exotische in der Ferne die Spendenfreude von Herrn und Frau Schweizer. Im Falle der Stiftung Kinderdorf Pestalozzi ist es einfacher, Unterstützung für Bildungsprojekte im Zusammenhang mit sauberem Wasser in afrikanischen Schulen zu gewinnen als für Projekte, die gegen die Diskriminierung behinderter Menschen in Moldawien ankämpfen – Afrika zieht immer.

Man muss sich fragen: Was hat überlebt vom Geist der Entstehungszeit? Was ist heute wichtig, was möglich? Fragen, die auch den Ehemaligen Amor Ben Hamida beschäftigen. Sein im Dezember erscheinendes Buch *Schnee in der Sahara* (Vorabdruck auf S.42) ist denn auch eine Art Hommage an Walter Robert Corti. «Sein Gedanke, Kindern zu helfen und durch Bildung zum Frieden beizutragen, lebt in vielen ehemaligen Kindern weiter. Was uns ermöglicht wurde, trage ich mit meiner Aktion «swissvision» wieder zurück nach Tunesien. Indem ich in meiner Heimat Bildungsprojekte unterstütze, schliesst sich der Kreis wieder.»

In PR-Filmen und beim Spendensammeln auf der Strasse lassen sich solch komplexe Diskussionen schlecht vermitteln. Unzählige Texte wurden im Lauf der letzten siebzig Jahren über das Kinderdorf geschrieben, über die Vision, das Potential und die dazugehörigen Fallstricke. Was bis heute nicht geändert hat, ist die Schwierigkeit, das friedliche Zusammenleben der Kulturen gänzlich zu erfassen. Walter Robert Cortis Ausspruch von 1955 hat deshalb seine Gültigkeit nicht verloren. «Es ist oft versucht worden, die Idee, den Gedanken des Kinderdorfes

auf eine knappe, schmale Formel zu bringen – ohne rechten Erfolg. Alles wirklich Lebendige lässt sich nur schwer formulieren.» Die Dinge brauchen ihre Zeit; so auch die Entscheidung, wie es weiter gehen soll. Anuti Corti bekräftigt: «Es gibt hunderte Kinderdörfer, aber diesem Trogener Kinderdorf liegt eine Idee zu Grunde, – *und wer es von dieser trennt, wird es zerstören*. Die Idee ist nicht heute und nicht morgen zu erfüllen. Erfolg benötigt Zeit. Den Gedanken der Toleranz weiterzugeben, beinhaltet auch Risiken. Ich bin froh, dass die ursprüngliche Idee heute in anderer, der Zeit angepasster Form weitergeführt wird. Das Kinderdorf wird sich wandeln müssen, das schrieb mein Mann schon früh.» Der durch die jüngst abgegebenen Wohngruppen leer gewordene Raum will wieder gefüllt werden. Diesmal will man sich im Kinderdorf sorgfältig überlegen, wie und womit dies geschehen soll.

Bilder: Anuti Corti (S. 31), Jugendliche aus Struga und Märstetten (S. 33/34) (ProPro Winterthur). Die ersten Jahre im Kinderdorf (S. 30, 32, 35) (Pestalozzi-Archiv)

Kinderdorf Pestalozzi, Trogen. Ausstellung über die Geschichte des Kinderdorfs im Besucherzentrum.

pestalozzi.ch

Saiten 10/2014

Saiten 10/2014



Ankunft im «Village d’Enfants Pestalozzi»

Leseprobe aus der autobiografischen Erzählung *Schnee in der Sahara* von Amor Ben Hamida.

Es muss Februar des Jahres 1970 gewesen sein, als mein Dorfdirektor mich vom Fussballspiel zu sich rief. Fussball nannten wir es, weil wir es mit den Füssen spielten, nicht wegen des Balls, denn diesen haben wir aus einer alten Socke und Papier und Stoffresten gebastelt. Er war kleiner als ein Handball, als Tor stellten wir zwei Steine hin, der beste Torwart war jener, der es schaffte, unbemerkt den Abstand der Steine zu reduzieren. Aber zurück zu meinem Dorfdirektor. Er rief mich in sein Haus und erklärte mir, ich könnte, wenn ich wollte und meine Mutter zustimmte, in die Schweiz, vorausgesetzt, ich bestünde im Auswahlverfahren. Ich glaube, ich sagte ja und ging wieder Fussball spielen. Was für ein Glück, dass das menschliche Gedächtnis seine Grenzen hat: Ich könnte es nicht ertragen, wenn ich noch heute fühlen würde, wie es meinen kleinen Brüdern damals erging, als ich sie alleine liess. Einer hatte Zahne, das weiss ich noch heute, der Kleinere war krank, ass wenig und nahm stark ab. Wir haben über diesen Abschied niemals mehr gesprochen, vielleicht weil wir nicht nachempfinden wollten, wie es für sie und mich war. Vielleicht müssen wir diese Phase, diesen Moment unseres Lebens mal als erwachsene Männer und mehrfache Väter ansprechen, auch wenn vielleicht dabei ein gewisser Schmerz und eine gewisse Trauer über unser gemeinsames Schicksal heraufbeschworen werden. Einige Tage später bekam meine Mutter einen Brief, denn das Telefon war damals so eine Sache... Sie sollte entscheiden. Meine arme Mutter wusste damals absolut nichts über die Schweiz, einige Bekannte erzählten ihr von Neutralität, guten Ausbildungsmöglichkeiten und dass die Schweiz auf der anderen Seite des Mittelmeers lag, sie hätte doch diese Leute im Fernsehen meines Grossvaters gesehen, die auf Brettern den weissen Hang eines Berges rutschten, ja, das sei die Schweiz.

Einige Wochen später liess ich meine zwei jüngeren Brüder zurück und nahm den Bus nach Tunis. Mir machte es schon Sorgen, die Verantwortung für meine Brüder abzugeben; wie würden sie zurecht kommen? Würde sich der Kleinere durchsetzen? Würde er genug essen? Und was ist, wenn einer von ihnen krank würde? Ich war damals zwölf, und meine Brüder zehn und acht Jahre alt! Ich bekam einen kleinen Koffer, an dessen Inhalt ich mich nicht mehr erinnere, vermutlich Kleider, ein Stück Seife, ein Tuch, viel mehr war es nicht, und wurde in einen Bus gesetzt mit der Instruktion an den Fahrer, er solle mich in Tunis an einem gewissen Ort abladen, ich würde erwartet. In Tunis wurde ich an einen Sammelort gebracht, ein kleines Kinderdorf, wo ich die anderen Kandidatinnen und Kandidaten kennen gelernt habe. Ich glaube nicht, dass irgend jemand von uns damals genau wusste, um was es ging. Wir waren Waise oder Halbwaise, wir genossen lediglich die angenehme Atmosphäre, vor allem meine Kameraden aus dem Süden. Wir stellten uns vor, erzählten über unsere Herkunft, unsere Vergangenheit, und einige Pädagogen schrieben mit, machten gelegentlich einfache Tests mit uns, nichts Besonderes. Auf die Frage, was wir werden wollten, kam meistens dieselbe Antwort: «Arzt» oder «Lehrer». Ich wollte Lehrer werden. Das wollte ich, seit ich etwa sieben Jahre alt war. Ich bildete eines Tages hinter unserem Haus, im Schatten eines grossen Eukalyptusbaumes, meine Klasse nach: 48 Steine habe ich mühsam und sorgfältig gesammelt und in Achterreihen so neben- und hintereinander gestellt, dass ich mit meinem langen Stock jeden der Schüler beim Schwätzen oder Spicken sehen konnte. Ich lehrte die Steine... Was kannten wir schon für andere Berufe? Maurer wollte niemand werden, und Ansehen hatten nur Lehrer und Ärzte.

Einige von uns wurden ein paar Tage später wieder nach Hause geschickt. Ich weiss nicht mehr, ob sie enttäuscht waren oder froh, in ihre gewohnte Umgebung und ihren Freundeskreis zurückzukehren. Wir «glücklichen» sieben Auserwählten, drei Mädchen und vier Jungen, durften einige Nächte länger in Tunis bleiben, bis es so weit war. Meine Mutter reiste aus dem Süden an, um mich doch noch vor der Abreise zu sehen. Weiss Gott, was damals in ihr vorging: dachte sie, sie würde mich verlieren, oder wusste sie, dass sie mich in eine Welt entliess, die mir mehr bieten könnte als meine Heimat? Wenn sich heute einer meiner Söhne, besonders der Kleinere, fürs Wochenende oder eine Skilagerwoche verabschiedet, habe ich einen

kleinen Vorgeschmack davon, was unsere Mütter damals im Flughafen Tunis-Carthage fühlten, als sie uns sieben kleinen Knirpse durch die Zollschranken gehen sahen. Wir fassten unseren ganzen Mut, um nicht mit ihnen zu weinen. Wir gingen einer neuen, interessanten, fast sagenhaften Welt entgegen, und sie blieben zurück, mit ihren Gedanken und Befürchtungen und Hoffnungen und Tränen und Sorgen. Jahre später erzählte mir meine Mutter, dass sie zuhause anfangs belächelt wurde: Ich ginge nicht in die Schweiz, nicht «Suisse», sondern nach «Sousse», einer Stadt im Norden Tunesiens, dort gäbe es auch Kinderdörfer. Wie sollte auch ein Waisenkind so unverhofft eine solche Chance kriegen, wo Minister es nicht schafften, ihre Kinder in die Schweiz zu schicken. Die Aufregung war um so grösser, als sie von Tunis zurückkam und sich die Tatsache als unwiderlegbar erwies: Niemand steigt in ein Flugzeug, um nach Sousse zu gehen! Das anfängliche Belächeln und Bemitleiden wich einem Neid. Es vergingen Monate, bis es alle glaubten, spätestens, als meine Mutter meine ersten Briefe und Postkarten zeigte. Der 18. April 1970 war ein Samstag. Um die Mittagszeit landeten wir in Zürich-Flughafen, und uns wurde sofort klar, dass wir hier in einer anderen, fremden, unfreundlich kalten, aber reichen, schönen Welt ankamen, wo alle Autos neu zu sein schienen, alle Menschen waren schön, wohl genährt, gut gekleidet, makellos und sauber. Die Gerüche waren anders, die Töne waren anders, die Farbe des Tages war anders, als wir es soeben hinter uns liessen. Es war ruhig. Wir waren es auch, denn jetzt hatten wir festgestellt, dass es sich weder um Traum noch Halluzination handelte. Wir waren ausserhalb unserer Heimat und unserer gewohnten Welt. Die Fahrt nach Trogen verlief ohne nennenswerte Zwischenfälle: Gelegentlich baten wir unseren Betreuer um Erklärung von etwas, das wir sahen und nicht kannten. Gelegentlich unterdrückte der Eine oder die Andere eine Träne, denn Sehnsucht und Heimweh fangen schon beim Abschied an. Jetzt, da kein Weg mehr zurückzuführen schien, jetzt schnürte es mir die Gurgel zu. Ich konnte kaum atmen, trotz der Gruppe, die mir nicht fremd war, schien es mir, als wäre ich auf einer einsamen Insel, mitten im Ozean, und ich kann nicht schwimmen. Ich dachte daran, was meine Familie wohl tut, ich konnte ihnen nicht sagen, dass es mir gut ging, und dass ich sie jetzt schon vermisste. Zum Glück war unsere Betreuung darauf vorbereitet und hatte diesbezüglich Erfahrungen, wir wurden mit Ablenkungsmanövern wieder zum Reden und gelegentlich zum Lachen gebracht. In Trogen angekommen, hielt der Bus mitten im Kinderdorf an. Alle Dorfbewohner wussten von unserer Ankunft und waren da, uns willkommen zu heissen. Eines der Kinder hielt eine Fahne. Sie enthielt einen Käfer in der Mitte und viele internationale Flaggen. Darunter erkannte ich auch unser Emblem. «Kinderdorf Pestalozzi» verstand ich damals nicht, aber «Village d’ Enfants Pestalozzi», das konnte ich lesen!

Ich sah zum ersten Mal in meinem Leben Häuser ohne Flachdächer, Wiesen und Hügel, die ich unter den Schneemassen vermutete, fremde Bäume wie Tannen! Die Sehnsucht wich einem Staunen und einer kindlichen Neugier. Die anderen Kinder beobachteten uns nicht so befremdet, wie wir sie anschauten: Wir sahen zum ersten Mal echte Blonde mit tiefblauen Augen, die uns an Märchenprinzessinnen erinnerten, denn in vielen arabischen Märchen haben die Prinzessinnen goldenes Haar; wir sahen Kinder mit Schlitzaugen und komischen Sprachen. Und natürlich lernten wir als erstes nur Schimpfwörter auf Deutsch. So fragte mich ein kleiner Dorfbewohner ganz freundlich, nach ein paar Tagen Aufenthalt: «Spielst du?» Ich fauchte ihn an und bedrohte ihn, antwortete dann: «Du spinnst!» Er sagte nur lachend: «Nein, nein, spielen, Fussball, spielst du auch?» Ich lächelte ihn an, nachdem ich mein Missverständnis eingesehen hatte, und wir spielten Fussball, dieses Mal mit einem echten Lederball, auf Rasen und mit einem richtigen Tor! In dieser Gesellschaft wuchs ich auf. Ich knüpfte Freundschaften, die für die meisten Menschen auf dieser Welt nicht denkbar sind. Freundschaften zu Kindern aus allen Kontinenten. Ich verbrachte fünf Jahre mit Kindern, die Namen hatten wie Hirut Eskelalem, Günther Adomeit, Morris Calvert, Arto Pekkanen, Jacques Irace, Jannis Papadopoulos, Mani Ramaswami, Nicola Ceveri, Yun-Su Kim, Ferenc Petrik, Sonam Gyaltag, Phan Dien Tri. Gott segne Dr. Walter Robert Corti, der 1944 aufrief: «Lasst uns ein Dorf für Kinder bauen!» Was ein Mann mit einem einzigen zur Verfügung stehenden Leben bewirken kann! Tausende von Menschen verdanken ihm durch seine Initiative ein ausserordentliches Leben.

Ein Interview mit Amor Ben Hamida zu Entwicklungszusammenarbeit und Migrationsfragen gibts im Oktober auf saiten.ch zu lesen.

Schnee in der Sahara erscheint im Dezember 2014.
Copyright © 2014 by Amor Ben Hamida und Ben Hamida International GmbH